VMS
VEREIN MÜNCHNER SPORTJOURNALISTEN

23. HELMUT-STEGMANN-NCHWUCHS-FÖRDERPREIS 2023/24

FÜR REGIONALE UND LOKALE SPORTBERICHTERSTATTUNG

Mit freundlicher Unterstützung durch Frau Bürgermeisterin Verena Dietl und das Referat für Bildung und Sport

2. Preis

NINO DUIT
Jahrgang 1994

Das Mia San Mia des FC Bayern München

erschienen am
25. Dezember 2023
spox.com

1. Preis

CHRISTOPHER MELTZER
Jahrgang 1993

Frau Geiger schaut Fußball

erschienen am
23. Dezember 2023
Frankfurter Allgemeine Zeitung

3. Preis

NICO-MARIUS SCHMITZ
Jahrgang 1996

Rausgeboxt

erschienen am
30./31. Dezember 2023
Münchner Merkur

1. Christopher Meltzer 17 Punkte, 2. Nino Duit 13, 3. Nico-Marius Schmitz 11, 4. Vinzent Tschirpke 10 „Premiere nach 154 Jahren“ (Süddeutsche Zeitung), 5. Vinzent Tschirpke 9 „Beim Basti ist da eher Distanz“ (Süddeutsche Zeitung), 6. Michael Grötzinger 6 „In weniger als einem Jahr zu Gold“ (Münchner Merkur), 7. David Schmidhuber 5 „Tausendsassa hinter den Kulissen“ (Süddeutsche Zeitung), 8. Henrik Rampe 4 „Was ist schlimmer: Mord oder Ruf-

JURY

Bürgermeisterin Verena Dietl
Philipp Crone (Süddeutsche Zeitung
Ronald Reng (Freier Buchautor und Sportjournalist)
Wolfgang Uhrig (ehem. Chefredakteur kicker)
Gerhard Waldherr (Freier Autor)
Vorsitz: Hans Eiberle

Preisverleihung am 12. März 2024 im Ratskeller auf Einladung von Frau Bürgermeisterin Verena Dietl und dem Referat für Bildung und Sport der Landeshauptstadt München

Helmut Stegmann

20. Juni 1938 - 29. März 1997

Geehrt, und (mit 2,01 m) alle überragend:
Helmut Stegmann mit der damaligen Bürgermeisterin
Gertraud Burkert (li.) und Stadtschulrätin
Elisabeth Weiß-Söllner.
FOTO: K. SCHILLINGER

Helmut Stegmann, aufgewachsen in Seeshaupt am Starnberger See, studierte nach dem Abitur einige Semester Jura. Aber der Journalismus interessierte ihn mehr als die Juristerei. 1960 wurde er Volontär bei der Tageszeitung Merkur. 1961 war Stegmann Mitglied der ersten Lehrredaktion der Deutschen Journalistenschule (DJS), danach bis 1968 Sportredakteur beim Münchner Merkur. Mit Gründung der tz wechselte er als Ressortleiter Sport zum im selben Verlag erscheinenden Boulevardblatt. 1973 wurde er Chefredakteur.

1960 wurde Helmut Stegmann Mitglied des Vereins Münchner Sportpresse (VMS). Er war einer der jüngeren Sportjournalisten, die Anfang der Siebziger Jahre erkannten, dass es an der Zeit war, die Generation abzulösen, die nach dem Krieg aus unterschiedlichen Berufen zum Sportjournalismus gekommen war. Die Sportredaktionen der Tageszeitungen hatten an Bedeutung gewonnen, auch dank der Fußball-Bundesliga, die Berichterstattung war im Wandel begriffen, nicht zuletzt wegen des wachsenden Fernsehangebots; die Stellung der Zeitungen als nahezu exklusive Mittler zwischen Sport und Leser bröckelte.

Helmut Stegmann wurde 1971, als Nachfolger von Paul Schweder, zum Vorsitzenden des VMS gewählt. In seine 18-jährige Amtszeit fielen eine Serie von Großveranstaltungen, beginnend mit den Olympischen Sommerspielen in München, gefolgt von der Fußball-WM 1974 und den Olympischen Winterspielen 1976 in Innsbruck. Der VMS war Mitveranstalter der Sportpressefeste in der Olympiahalle. Weil in die Chefredaktion der tz berufen, kandidierte Stegmann 1989 nicht mehr für den VMS-Vorsitz. Zu seinem Nachfolger wurde Hans Eiberle (Süddeutsche Zeitung) gewählt.

25 Jahre lang lehrte Helmut Stegmann an der DJS. Er bedachte den Verein Münchner Sportjournalisten in seinem Testament. 1999 stiftete seine Familie den mit 5.000 Euro dotierten Stegmann-Preis, der jährlich ausschließlich an Schüler der Deutschen Journalistenschule (DJS) vergeben wird. Träger ist der Bayerische Journalisten-Verband (BJV), Organisator der Förderkreis der Deutschen Journalistenschule (DJS).

Der Verein Münchner Sportjournalisten (VMS) schreibt seit 2001 den mit 3.000 Euro dotierten Helmut-Stegmann-Nachwuchs-Förderpreis für regionale und lokale Sportberichterstattung aus. Er ist Studierenden der Bereiche Journalismus (DJS), Kommunikationswissenschaft (IFKW), Sport, Medien und Kommunikation vorbehalten, die im Raum Oberbayern/Niederbayern studieren und gleichzeitig sportjournalistisch tätig sind.

1. Preis

„Ich will nirgendwo anders sein“: *Klara Geiger, Jahrgang 1918, in ihrem Wohnzimmer in Gönningen.* Foto Philipp von Ditfurth
www.instagram.com/philippditfurth

Frau Geiger schaut Fußball

Für Spiele des FC Bayern schaltet Klara Geiger, 105 Jahre alt, den Fernseher an. Besuch in einem Wohnzimmer, in dem dieser Sport ist, was er einst war: Zeitvertreib.

Von Christopher Meltzer, Gönningen

In dem alten Haus an der Hauptstraße sitzt eine Frau in einem Sessel und schaltet den Fernseher aus. Sie legt die Fernbedienung auf den Tisch, auf dem sich drei Fernsehzeitschriften stapeln. Und wenn sie sich in diesem Moment nach rechts drehen und aus dem Fenster schauen würde, würde sie auf der Straße die hellen Lichter von einem der Lastwagen mit Schotter sehen, von denen sie später erzählen wird, wenn man sie fragt, was sich in ihrem Heimatdorf verändert hat.

Es wird draußen schon dunkel in Gönningen, einer schwäbischen Gemeinde mit 3913 Menschen, zwei Kirchen, einem Samenhandelsmuseum und einem Supermarkt, in dem man nicht mit Karte zahlen kann. Und dann ist da noch das alte Haus an der Hauptstraße, in dem Klara Geiger, die Frau in dem Sessel, auch an diesem Dienstag vor Weihnachten sitzt, aus dem Fenster ihres Wohnzimmers schaut und mit stockender Stimme sagt: „Ich bin hier geboren und ich bin hier geblieben.“

Sie war schon hier, als sich die Lastwagen mit den hellen Lichtern und dem Schotter noch nicht wegen des neuen Schotterwerks durch die Straßen schlängelten. Sie war schon hier, als sich nicht nur in Gönningen, sondern auch im Rest des Landes und im Rest der Welt so viel veränderte, als in New York die Terroristen die Flugzeuge in die Türme des World Trade Centers lenkten, als in Berlin die Staatsmänner der DDR ihre Bürger mit einer Mauer einsperren ließen und die Bürger sich später nicht mehr einsperren lassen wollten, als in Deutschland Adolf Hitler an die Macht kam und mit ihm der Faschismus. Und sie war sogar schon hier, als im Stadion in Mannheim am 29. Mai 1932 der FC Bayern München, der Fußballverein, den sie so mag, das erste Mal die deutsche Meisterschaft gewann.

Ja, Klara Geiger, Jahrgang 1918, die älteste Frau unter allen Mitgliedern des FC Bayern, hat Historisches miterlebt. Aber auch das mit der Meisterschaft? Sie schaut wieder aus dem Fenster – und sagt, was sie in den nächsten anderthalb Stunden immer sagen wird, wenn sie sich sicher ist, dass sie etwas nicht weiß oder will: Noi!

Wer so viel erlebt hat, vergisst auch viel, aber manche Erlebnisse kann Klara Geiger selbst jetzt, mit 105 Jahren, kaum vergessen, weil sie Tag für Tag für Tag daran erinnert wird. Wenn sie etwa in ihrem Sessel sitzt und nach links schaut, sieht sie an der Wand so ein Erlebnis. Sie sieht dann sich selbst mit Uli Hoeneß, dem damaligen Präsidenten des FC Bayern, der sie anlässlich ihres 100. Geburtstags in die Arena in München eingeladen hatte. Und wenn man sieht, wie sie sich auf diesem Foto freut, das ihr Enkel ihr später schenkte, dann darf man ihr glauben, dass das ein sehr besonderer Tag gewesen sein muss.

Wenn sie an weniger besonderen Tagen etwas erleben will, schaltet sie eher den Fernseher an. Und wenn sie das mit Sky-Fernbedienung macht, dann sieht sie auch die Spiele des FC Bayern, die Fans in der Arena in München, die jungen Männer, die in der Südkurve stehen und singen. In den Fußballsendungen wird ständig darüber gesprochen, was dieses Spiel diesen Männern in der Kurve gibt und was diese wiederum dem Spiel geben können. Doch in dem Wohnzimmer des alten Hauses an der Hauptstraße merkt man erst, was dieses Spiel einer alten Frau geben kann.

Als sie über ihr erstes und einziges Spiel in der Arena erzählt, sagt sie, dass sie „schon immer“ Fan des FC Bayern gewesen sei. Doch wie wurde sie Mitglied? In dem Moment mischt sich Didi ein, der Enkel, der ihr das Foto mit Uli Hoeneß schenkte und der an diesem Dienstag auch im Wohnzimmer sitzt. Er, der selbst großer FC-Bayern-Fan ist, spricht nun so leise, dass seine Oma ihn nicht hören kann, sagt, dass er für den 100. Geburtstag kein Geschenk hatte und sich dann dachte: „Ach komm, so eine Mitgliedschaft, das wär' doch was.“ Das war dann auch was.

Es hat sich so viel verändert seit dem Sommer 1932, seit der FC Bayern München das erste Mal die Fußballmeisterschaft gewonnen hat. Man könnte über das, was war, nun natürlich aus Sicht des Vereins erzählen, über den Nationalsozialismus, über die großen Spieler Franz Beckenbauer und Gerd Müller, über Uli Hoeneß, den großen Spieler und den großen Manager, der seinen Klub zum Dauermeister machte, der zum zehnten, zwanzigsten und dreißigsten Mal die Bundesliga gewann. Doch die Geschichte kennen fast alle. Und so kann man das stattdessen aus der Sicht Klara Geigers erzählen, denn die Geschichte kennt kaum einer.

Als der FC Bayern im Juni des Jahres 1945 das erste Mal seit dem Zweiten Weltkrieg wieder mit seiner Mannschaft antrat, konnte Klara Geiger nicht an Fußball denken, sondern musste mit dem Krieg und seinen Folgen fertig werden. „Das war schlimm“, sagt sie. So schlimm, dass sie die Worte suchen muss. Dafür, dass ihr Mann im Krieg ums Leben kam. Dafür, dass sie sich dann alleine um die Bäckerei kümmerte. Dafür, dass sie sah, dass Menschen hungerten, so wie Olga, das Mädchen aus Preußen, dem sie Brot und Wasser gab, weswegen diese ihr bis heute dankbar ist. Olga? Da findet Klara Geiger die Worte wieder. „Sie hat mal gesagt: Solange du lebst, komme ich zu dir.“ Und so kommt Olga bis heute zweimal im Monat und macht ihre Wohnung sauber.

Als der FC Bayern im Jahr 1969 zum zweiten Mal die deutsche Meisterschaft gewann, hörte sich Klara Geiger die Spiele manchmal im Radio an, konnte aber immer noch nicht wirklich daran denken. Sie stand um 4 Uhr auf, montags bis samstags, backte das Brot und die Weckle, verkaufte das Brot und Weckle, kümmerte sich um ihre Kunden, kümmerte sich um ihre drei Kinder. Und war doch wieder alleine, weil auch ihr zweiter Mann plötzlich starb.

Als der FC Bayern im Jahr 1987 zum zehnten Mal die deutsche Meisterschaft gewann, war wieder ein Mann an ihrer Seite, Wilhelm, den sie 1983 heiratete. Sie musste sich da schon nicht mehr um die Bäckerei kümmern, die kein Kind übernehmen wollte, nur noch manchmal um die Enkelkinder. Mit Wilhelm kaufte sie sich einen Wohnwagen, sie reisten. Und wenn sie dann wieder in Gönningen waren, schauten sie samstags die Sportschau.

Als der FC Bayern im Jahr 2006 zum zwanzigsten Mal die deutsche Meisterschaft gewann, war Klara Geiger wieder alleine, weil auch Wilhelm starb. Sie schaute weiter die Sportschau und weil ihr Enkel Didi ihr später das Sky-Abo schenkte, saß sie in diesem Mai in ihrem Sessel, schaute sich den finalen Spieltag der Saison an und freute sich über das späte Tor ihrer Mannschaft, das die dreiunddreißigste Meisterschaft möglich machte. Der Torschütze: Jamal Musiala, Jahrgang 2003.

Als Klara Geiger in dem Wohnzimmer schon seit fast anderthalb Stunden erzählt, geht es darum, was sie Tag für Tag für Tag so macht. Sie sagt, dass sie alleine aufsteht – und früher oder später den Fernseher anschaltet. „Ich will nirgendwo anders sein“, sagt sie. Die, die den Fußball ständig überhöhen, würden an dieser Stelle vielleicht sagen, dass das Spiel dieser Frau etwas gibt, das ihr sonst fehlen würde. Doch man müsste ihnen dann entgegnen, dass sie nur deswegen in ihrem Sessel sitzen und die Spiele schauen kann, weil da Menschen sind, so wie ihre Tochter, die sich Tag für Tag für Tag um sie kümmern. Und so ist der Fußball, der Sport der Selbstüberhöhung, wenigstens in diesem Wohnzimmer, was er einst war: Zeitvertreib.

In diesem Monat hat Herbert Hainer, der Präsident des FC Bayern München, Klara Geiger und ihren Enkel Didi anlässlich des 105. Geburtstags wieder in die Arena eingeladen. Doch dieses Mal wollte sie nicht. Zu weit, zu anstrengend. Und als Didi an diesem Dienstag sagt, dass sie sich das doch noch überlegen könne, schaut sie ihn an – und sagt dann: Noi!

Warum sich junge Journalisten mit Sport beschäftigen sollten

VON RONALD RENG

Sportjournalismus war über Generationen eine ideale Einstiegschance für junge Journalisten. Denn im Sport wird Jugend – anders als in der Politik, Wirtschaft oder Kultur – nicht mit einem Mangel an Erfahrung gleichgesetzt. Im Sport können junge Journalisten mit den jungen Protagonisten auf der Ebene von Gleichaltrigen kommunizieren.

So begannen viele Journalisten, die später in anderen Ressorts Karriere machten, ihren Weg im Sportressort: Günter Jauch, der Programmdirektor des MDR Klaus Brinkbäumer, SZ-Korrespondenten wie Peter Burghardt und Christian Zaschke in den USA oder Josef Kelnberger in Brüssel und Thomas Hahn in Japan, um nur einige prominente Beispiele zu nennen.

Die wenigen Einsendungen beim diesjährigen Helmut-Stegmann-Preis zeigen, dass nur noch erschreckend wenige junge Journalisten den Einstieg über die Sportberichterstattung suchen. Das liegt an dem reduzierten Platzangebot der klassischen Tageszeitungen, aber vielleicht auch daran, dass im aufgeheizten gesellschaftlichen Klima die politische und investigative Berichterstattung Anreiz ist, Journalist zu werden. Das wäre ein schöner Grund, warum sich immer weniger Berufseinsteiger für den Sport interessieren. Es gibt in ihren Augen Dringlicheres. Die drei Texte, die ich in meiner Bewertung auf die ersten drei Ränge setzte, zeigen aber, wie man auch im Sport heute weit über das eigentliche Ereignis hinaus Menschen, gesellschaftliche Tendenzen und Phänomene beschreiben kann.

Es fiel mir nicht leicht, eine Reihung vorzunehmen. Denn allen drei Autoren gelingt ein tieferer Zugang zu ihrem Thema. Ich habe mich dafür entschieden, „Mia san mia“ des FC Bayern auf Platz 1 zu setzen, weil er dem Leser durch eine sehr breite Recherche und neue Erkenntnisse ein abstraktes Thema konkret und spannend näherbringt. Das hat noch einmal eine andere Dimension als die Texte über eine 105jährige FC-Bayern-Sympathisantin und Jens Lehmanns Abgründe, die sich beide in feiner Sprache und durch genaues Beobachten ihrem Subjekt nähern.

Alle drei Texte sind Paradebeispiele, warum es lohnt, sich als junger Journalist mit Sport zu beschäftigen.

Ronald Reng studierte nach dem Abitur Kelkheim Politik- und Kommunikationswissenschaften an der LMU in München und wurde an der Deutschen Journalistenschule ausgebildet. Ab 1996 arbeitete er als Sportjournalist und Autor in England und Barcelona. 2010 schrieb Reng in Zusammenarbeit mit Teresa Enke die Robert-Enke-Biografie *Robert Enke. Ein allzu kurzes Leben.* In diesen Tagen erscheint sein neues Buch *Eine deutsche Begegnung*. Reng lebt mit seiner Familie in Frankfurt und Bozen.

Christopher Meltzer (Jahrgang 1993), geboren in Friedrichshafen, wuchs im oberschwäbischen Grünkraut auf, einem Dorf nahe Ravensburg, bestehend aus 42 Weilern. Er machte in Ravensburg Abitur und fing in der Lokalredaktion der dortigen „Schwäbischen Zeitung“ mit dem Schreiben an. An der Ludwig-Maximilians-Universität in München studierte Meltzer Politische Wissenschaften und Geschichte, verbrachte brachte die meiste Zeit aber beim Radiosender M94.5. Er schrieb nebenher auch für das Basketballmagazin „Five“ und die „Süddeutsche Zeitung“. Es folgte ein Volontariat beim „Münchner Merkur“. Seit Sommer 2020 ist Christopher Meltzer Sportkorrespondent der Frankfurter Allgemeinen Zeitung mit Sitz in München, als Nachfolger von Christian Eichler. Der war Mitglied der Jury des Stegmann-Preises, so lernten sich Meltzer und Eichler kennen. 2021 gewann Christopher Meltzer mit dem Text „Im Auge des Athleten“ von den Olympischen Spielen den Großen Preis des Verbands Deutscher Sportjournalisten (VDS). Beim Stegmann-Preis siegte Meltzer 2021 und 2024, in den Jahren 2019, 2020 und 2023 belegte er jeweils Platz zwei.

Gerhard Waldherr *(Jury): „Dass sich ein Fußballverein durch das Leben eines Menschen zieht, wäre zunächst nicht allzu bemerkenswert. Darüber wird ja häufig geschrieben, wobei man am Ende doch selten begriffen hat: Und warum das alles? Haben diese Leute nichts Gehaltvolleres gefunden? Was „Frau Geiger schaut Fußball" besonders macht, ist nicht das Thema, auch nicht unbedingt das Alter der Porträtierten. Es ist vielmehr die Leichtigkeit, mit der deutsche Historie und ein sehr langes, arbeitsames und von persönlichen Schicksalsschlägen geprägtes Leben verknüpft werden mit der Erkenntnis, was Sport für viele seiner Betrachter primär ist: Zeitvertreib. Der Text holt die viel zu oft, viel zu hoch gehängte Bedeutung des Fußballs und seines hierzulande prominentesten Vereins angenehm auf den Boden zurück. Wobei diese Erkenntnis auch lange nach dem Lesen noch wohltuend nachklingt.“*

Gerhard Waldherr ist Mitglied der Jury. Er war Redakteur der Süddeutschen Zeitung, Reporter beim stern und Chefreporter bei brand eins Wirtschaftsmagazin. Waldherr gewann viermal erste Preis beim VDS (Reportage, Feuilleton). Er arbeitet als freier Autor und lebt in Berlin.

2. Preis

Obacht! Der FC Bayern München droht angeblich das Mia san mia zu verlieren! Aber was ist das überhaupt? Wo kommt es her? Und wie hat es sich im Laufe der Zeit entwickelt? Eine Annäherung nach Gesprächen mit ehemaligen Spielern und Trainern, mit Fans und Feinden, mit Bayern, Deutschen, anderen Ausländern – und dem Slogan-Erfinder.

VON NINO DUIT

Nach der unrühmlichen Entlassung von Trainer Julian Nagelsmann entbrannte um den FC Bayern München eine äußerst besorgniserregende Debatte. Dabei geht es gar nicht um die Sinnhaftigkeit dieser natürlich mindestens fragwürdigen Entscheidung, um die Auswirkungen auf die Mannschaft oder um die beteiligten Personen. Nein, es geht um etwas viel Größeres. Es geht um das sagenumwobene Mia san mia. Ein kerniges „mi“ und ein fast schon gehauchtes „a“, nur so entfaltet es seine ganze Wirkung: Mia san mia.

Dieses Mia san mia drohe jedenfalls verloren zu gehen, so heißt es zumindest, und das wäre ziemlich tragisch. Es ist schließlich ein Kulturgut des deutschen Fußballs. Es gehört zum FC Bayern wie die Abteilung Attacke und das Festgeldkonto, wie der alljährliche Besuch auf dem Oktoberfest mit ein bis drei Maß und dem Marienplatz mit ein bis drei Titeln und wie der gegnerische Schlachtruf: „Zieht' den Bayern die Lederhosen aus!“

Auslöser der Debatten waren die Umstände von Nagelsmanns Entlassung. Nachdem der Trainer wochenlang öffentlich geschützt worden war, erfuhr er aus den Medien von seinem Aus. Dieses Vorgehen sei ein weiterer – letzter? – Beweis für den fahrlässigen Umgang der aktuellen Klubführung um den Vorstandsvorsitzenden Oliver Kahn und Sportvorstand Hasan Salihamidzic mit dem Kulturgut Mia san mia.

Ihre interne und externe Kommunikation wird schon länger kritisch beäugt, genau wie der sportliche Abwärtstrend der Mannschaft. Und jetzt auch noch das. „Das Mia san mia wird teilweise mit Füßen getreten“, schrieb Lothar Matthäus in seiner *Sky*-Kolumne und führte aus: „Das Familiäre, dieses beschützende Etwas, das diesen Verein von allen anderen unterscheidet, ist so nicht mehr vorhanden.“ Stattdessen wirke mittlerweile „alles so kalt und lieblos“.

Die Reaktion von Kahn ließ nicht lange auf sich warten: Man müsse „vorsichtig sein mit solchen Aussagen“, denn: „Hasan und ich sind viele Jahre im Verein, wir haben das Mia san mia mit der Muttermilch mitbekommen.“

Leider verkam das Wortduell der beiden bald zu einem einfachen: Du lügst! Nein, du lügst! Nein, du lügst! Und so weiter. Die viel interessantere Frage nach der Bedeutung des Mia san mia wurde kaum mehr erörtert, wobei Kahn seinem ehemaligen Mannschaftskameraden Matthäus immerhin ein Friedensangebot machte und feststellte: „Auch das ist dieses Mia san mia. Dass man sich auch mal streitet und dann wieder zusammensetzt.“ Das Mia san mia kann also Streit-Auslöser und Streit-Schlichter sein.

Schlüssiger Satz ohne Botschaft

Zwei absolute Ikonen dieses Klubs sind sich schon mal uneinig über die Bedeutung des Mia san mia. Und, kleiner Spoiler: Tatsächlich ist es sogar noch komplizierter. Dieser Begriff steckt voller unterschiedlicher Bedeutungen, Gefühle, Erinnerungen, teils sogar widersprüchlicher Natur. Dabei beinhaltet er doch nur drei Worte, von denen noch dazu zwei identisch sind. Mia san mia bedeutet auf Hochdeutsch „Wir sind wir“, so viel ist klar. Eigentlich ein schlüssiger Satz ohne Botschaft.

Wie die Dialekt-Schreibweise vermuten lässt, entstammt das Mia san mia dem alpenländischen Raum. Ursprünglich kam es aber gar nicht aus Bayern, sondern

aus Österreich. Bereits im 19. Jahrhundert verwendete die k.u.k. Armee von Kaiser Franz Joseph den Ausdruck Mia san mia, um die eigene Überlegenheit zu verdeutlichen. Etwa zur selben Zeit entstand das Lied „Solang' der alte Steffel steht" über das Wiener Wahrzeichen Stephansdom, in dem es unter anderem heißt: „Der Weana schreit: Mia san mia!"

Dass die Bayern diesen Slogan übernahmen, ist durchaus stimmig: Genau wie der Wiener erachtet sich bekanntlich auch der Bayer als etwas ganz Besonderes und den restlichen Bewohnern seines Landes als grundsätzlich überlegen. „Bayern ist vielleicht das einzige deutsche Land, dem es gelungen ist, ein wirkliches und in sich selbst befriedigtes Nationalgefühl auszubilden", sagte einst Reichskanzler Otto von Bismarck.

Das 1970er-Gefühl: Wir sind stark

Ende der 1960er-Jahre entwickelte sich der FC Bayern aus der Landeshauptstadt München zu einer Art bayerischen Fußball-Nationalmannschaft. Welch stimmiger Klubname! Die Münchner avancierten in Deutschland zum Serienmeister und gewannen darüber hinaus dreimal hintereinander den Europapokal der Landesmeister. Ohne dass es die Beteiligten damals wussten, schufen sie die Grundlage des später allgegenwärtigen Mia san mia.

Den Begriff gab es bei Bayern damals noch nicht", erinnert sich Rainer Zobel im Gespräch mit SPOX und GOAL. Als waschechter Preuße aus der Lüneburger Heide übersiedelte er 1970 ins fremde München und war während des Erfolgslaufs der Mannschaft um Sepp Maier, Franz Beckenbauer und Gerd Müller ein Fixpunkt im Mittelfeld. „Durch unsere Erfolge, den Willen und das Wissen, wann es darauf ankommt, ist bei uns in den 1970er-Jahren das Gefühl entstanden: 'Wir sind stark.'"

An der Entwicklung dieses Gefühls hatte auch der blitzschnelle Stürmer Uli Hoeneß seinen Anteil, ehe er wegen einer Knieverletzung allzu früh seine erste Karriere beenden musste. 1979 wechselte er im Alter von nur 27 Jahren vom Rasen an den Schreibtisch. „Als Manager hat Hoeneß das Mia san mia geschaffen", sagt Zobel. „Zu unserem ‚Wir sind stark' kam dieser familiäre, soziale Aspekt dazu. Mia san mia bezieht sich auch auf das Gemeinschaftsgefühl und auf die Hilfe für ehemalige Spieler, denen es nicht ganz so gut geht."

Dafür gibt es zahlreiche Beispiele: Als etwa Gerd Müller in den Alkoholismus abdriftete, half ihm Hoeneß im Namen des FC Bayern und holte ihn in den Trainerstab der Amateure. Oder war es der FC Bayern im Namen von Hoeneß? Eigentlich egal, ist eh dasselbe.

Auch Zobel blieb seinem Ex-Klub nach dem Karriereende verbunden. Heute ist er Teil der sogenannten FC Bayern Legenden. Sie wissen schon, die mit den bordeauxroten Jankern. Seit dem Abschied von Hoeneß aus dem operativen Geschäft seien die Legenden-Treffen seltener geworden, klagt Zobel. Ja, da war Corona. Aber nun? Die neue Führung um Kahn und Salihamidzic würde sich seiner Meinung nach nicht mehr allzu intensiv um die Männer in den bordeauxroten Jankern kümmern.

Ein Sprung in die 1980er-Jahre, als sich Werder Bremen zum großen Gegner von Hoeneß' FC Bayern aufschwang. Es war ein Kampf der Weltanschauungen. Hier SPD-Politiker Willi Lemke als Manager, dort CSU-Sympathisant Hoeneß. Hier hanseatische Bescheidenheit, dort Mia san mia. Wie Weggefährte Zobel hält auch Gegner Lemke Hoeneß für den Urheber des Mia san mia. Positiv meint er das aber ganz und gar nicht.

„Mia san mia ist für mich der Ausdruck von Arroganz", sagt Lemke zu SPOX und GOAL. „Die Bayern selbst

Rainer Zobel, von 1970 bis 1976 im Mittelfeld des FC Bayern unterwegs. Foto: Fred Joch/VMS

erwähnen bei diesem Mia san mia gerne einen angeblichen familiären Aspekt. Aber so kommt das im Rest von Deutschland nicht an. Das sind knallharte Jungs. Wer keine Leistung bringt, ist raus. Der Erfolg des Vereins steht an erster Stelle. Diese Mentalität hat Uli Hoeneß eingepflanzt."

Lemke, mittlerweile längst versöhnt mit seinem einstigen Intimfeind, hat damit genauso recht wie Zobel. Das eine schließt das andere nämlich nicht aus. Zurück zum Beispiel Gerd Müller: Ja, der FC Bayern half ihm aus dem Alkoholismus. Zur Wahrheit gehört aber auch: Als Müller Ende der 1970er-Jahre sportlich langsam nachließ, war er gnadenlos aussortiert worden. Hoeneß fungierte damals zwar noch nicht als Manager, wirkte im

Hintergrund jedoch bereits bei der künftigen Ausrichtung des FC Bayern mit.

Oder der Fall Juan Bernat: Bei der legendären Pressekonferenz mit Karl-Heinz Rummenigge und Hasan Salihamidzic unterstellte Hoeneß dem ehemaligen Linksverteidiger bekanntlich, bei einem Spiel gegen den FC Sevilla „einen Scheißdreck“ gespielt zu haben. „Da war er alleine dafür verantwortlich, dass wir fast ausgeschieden wären. An dem Tag ist entschieden worden, dass wir ihn abgeben. Weil er uns fast die ganze Champions League gekostet hätte.“ Geht man so mit einem Verwandten um? Es gab schon immer ein Spannungsfeld zwischen Familie und Erfolg.

„Hoeneß hat sicherlich ein großes Herz und eine soziale Ader, aber Mia san mia hat nichts mit einer lieben, heilen Familie zu tun“", findet Lemke, der sich unabhängig von der Bedeutung des Begriffs auch am Begriff selbst stört. „Wenn sie das Familiäre vermitteln wollen, dann sollten sie sich analog zu ‚Die Mannschaft' vielleicht ‚Die Familie' nennen. Das würde zwar ein bisschen altmodisch klingen, aber da könnte ich nichts dagegen sagen.“

MIA SAN MIA,
MIA SAN MIA,

MIA SAN STÄRKER
WIA DIE STIER.

MIA SAN STÄRKER
WIA DIE BAM,

WEIL MA ECHTE
BAYERN SAN.

Wenn die Mia-san-mia-Familie in den 1980er-Jahren mal wieder Bremen geschlagen hatte und sich für die Feierlichkeiten auf dem Marienplatz versammelte, wurde gerne inbrünstig das Lied "Mia san stärker wia die Stier" gesungen. Es definiert das Mia san mia als Ausdruck bayerischer Stärke und geht so:

Die Strophen handeln von Musi, Gaudi, frischen Maß vom Fassl und Preißn, die untern Tisch drunga wern. Passt alles wunderbar zu Bayern – aber auch zu Österreich, wo ebenfalls eine Version dieses Liedes kursiert. Statt „Bayern“ heißt es dort „Steirer“, aber die Bayern hatten den aus Österreich stammenden Begriff längst vereinnahmt.

Lemke machte dieses Mia-san-mia-Gebaren jedenfalls fassungslos: „Damals habe ich gedacht: Sind die denn völlig bekloppt, dass sie sich mit diesem Slogan selbst so negativ darstellen? Ein arroganter Typ kriegt doch keine Sympathien – außer vielleicht von Menschen, die dem Erfolg hinterherrennen.“ Doch dann geschah Wundersames: Der arrogante Typ lockte nämlich noch eine zweite Sorte Mensch an.

„Im Laufe der Jahre musste ich feststellen, dass das ein sehr cleverer Schachzug der Bayern war. Sie haben sich damit nämlich nicht nur Fans geschaffen, sondern auch echte Feinde. Dieser gelebte Slogan hat dazu geführt, dass die Bayern niemandem egal sind. Je arroganter sie aufgetreten sind, desto größer wurde das öffentliche Interesse und desto höher die TV-Quoten. Daraufhin wollten die Bayern immer größere Anteile der TV-Gelder. Mia san mia bedeutet für mich deshalb auch: ‚Wir kennen keine wirtschaftliche Fairness und wollen auf Jahrzehnte alles beherrschen‘.“

Als die Fernsehgelder mit dem Aufkommen des Pay-TV in den 1990er-Jahren rasant anstiegen, konnte von einer sportlichen Dominanz der Münchner keine Rede sein. Zwischen 1990 und 1999 holten sie nur zwei Meistertitel. Dank der polarisierenden Inszenierung blieb der FC Bayern aber auch in dieser Phase der mit Abstand interessanteste Klub des Landes.

Geprägt waren die 1990er-Jahre nicht von Titeln, sondern von Nebenkriegsschauplätzen und persönlichen Verwerfungen. Alphatiere wie Lothar Matthäus, Jürgen Klinsmann, Stefan Effenberg, Oliver Kahn oder Mario Basler duellierten sich um den Status des Oberalphas und Trainer Giovanni Trapattoni tobte: „Flasche leer!“ Der FC Hollywood war geboren und trotz Patron Hoeneß gab es keine Spur von einer heilen Familie.

Der FC Hollywood

Diese Zeit erinnert durchaus an die Gegenwart: Eine körperliche Auseinandersetzung zwischen zwei Spielern, eine kuriose Pressekonferenz, gemaulwurfte Kabinen-Interna und vielleicht noch ein nicht autorisiertes Interview? Von jedem zwei! Trotzdem würde wohl kaum jemand der damaligen Mannschaft eine Mia-san-mia-Mentalität absprechen. Ganz im Gegenteil: Spieler wie Matthäus, Effenberg oder Kahn gelten als absolute Mia-san-mia-Ikonen.

„Mia san mia und FC Hollywood ist kein Widerspruch“, sagt Markus Babbel im Gespräch mit SPOX und GOAL.“ Geboren in München, durchlief er die Jugendabteilung des FC Bayern und spielte in den 1990er-Jahren lang für die Profis. Der Begriff Mia san mia sei damals zwar schon präsent gewesen, „aber nicht so ein richtiger Slogan wie heute“. Laut Babbel bedeutet Mia san mia, „dass man die Ärmel hochkrempelt, gegen Widerstände an-

kämpft und zeigt: Wir sind zu Recht die Besten. Nicht wie es im Moment beschrieben wird, dass der FC Bayern eine Wohlfühloase ist und sich alle lieb haben. Es müssen knallharte Entscheidungen im Sinne des Erfolgs getroffen werden. Da nimmt man keine Rücksicht auf wen auch immer."

Aufgesogen habe Babbel das Mia san mia schon zu frühkindlichen Zeiten. Bei Hallenturnieren, als er und seine Kollegen vom FC Bayern im Alter von zwölf Jahren gnadenlos ausgepfiffen wurden. Wenn es schon nicht für einen Wechsel zu den großen Bayern reicht, dann will man sie wenigstens einmal schlagen. „Mit solchen Erlebnissen eignet man sich diese Mentalität an, ohne zu wissen, worum es eigentlich geht", erklärt Babbel. „Im Nachhinein sage ich: Das war die Schule für das Mia san mia."

Obwohl seine eigenen Kinder nicht für den FC Bayern spielen, versucht er ihnen diese Mentalität trotzdem mitzugeben: „Wenn irgendwas besonders gut oder lustig war, dann sage ich zu ihnen: Mia san mia!"

Spieler aus der eigenen Jugend werden traditionell am meisten mit dem Mia san mia in Verbindung gebracht. „Da denke ich an Thomas Müller, Basti Schweinsteiger, Philipp Lahm, Klaus Augenthaler und Hansi Pflügler", sagt Babbel. Von der aktuellen Mannschaft verkörpert Müller das Mia san mia wie kein Zweiter. Die oberbayerische Herkunft, der frühe Wechsel zum FC Bayern, die vielen Titel, die selbstbewussten Sprüche – und die wohl blumigste Definition dieser Mentalität:

"ES IST DAS SELBSTVERSTÄNDNIS EINES BAJUWAREN, DASS ER WEIß, DASS ER STARK IST, DASS ER GEWINNEN KANN, DASS ER GEWINNEN SOLL. ABER DASS ER AUCH WEIß, DASS MAN DAFÜR ARBEITEN MUSS, DASS ES KEINE GESCHENKE GIBT. MAN DARF SCHWITZEN UND DANACH AUCH GENIEßEN. DIE BREITE UND BEI EINEM URSPRUNGS-BAJUWAREN AUCH BEHAARTE BRUST, DIE SCHWEIßGEBADET DIE TROPHÄE HOCHHÄLT: DAS IST VIELLEICHT EIN GUTES BILD."

In der globalisierten Welt des Fußballs ist der an der Brust behaarte Ursprungs-Bajuware aber selbst beim FC Bayern eher die Ausnahme. Doch auch ausländische und sogar preußische Spieler haben die Möglichkeit, sich die Mia-san-mia-Mentalität aneignen zu lassen. bei Franck Ribéry oder Arjen Robben (die sich übrigens auch mal geschlagen und danach wieder verstanden haben). Babbel denkt beim Mia san mia auch an Manuel Neuer. Leon Goretzka berichtete mal in einem Interview: „Ich habe gleich im ersten Jahr das Mia san mia in mich aufgesogen."

Zur Verwissenschaftlichung des Begriffs kam es 2008: Aus einer Mentalität wurde ein offizieller Slogan. Verantwortlich dafür war jemand, der nichts mit dem FC Bayern zu tun hat, bekennender Werder-Fan und noch dazu Berater von Bayerns langjährigem Widersacher Jürgen Klopp ist. Verantwortlich dafür war Marc Kosicke.

Herr Kosicke, Sie sind Werder-Fan und Berater von Borussia Dortmunds ehemaligem Erfolgstrainer Jürgen Klopp. Wie kam es, dass ausgerechnet Sie das Mia san mia zum offiziellen Slogan des FC Bayern gemacht haben?

Kosicke: „Im Jahr 2008 war ich gemeinsam mit meinem damaligen Geschäftspartner Oliver Bierhoff auf dem Weg zu einem FIFA-Event in der Schweiz. Zufälligerweise saß Uli Hoeneß im selben Flugzeug. Er hat über die eigenen Spieler geschimpft und geklagt, dass keiner wüsste, was Bayern München eigentlich bedeuten würde. Daraufhin habe ich Herrn Hoeneß gefragt, was genau Bayern München denn seiner Meinung nach bedeuten würde – und er konnte mir keine klare Antwort geben."

Wie ging es weiter?

„Ich habe ihm erzählt, dass ich lange bei Nike und adidas gearbeitet habe und es dort sogenannte Unternehmens-Bibeln gibt, in denen alle Mitarbeiter über die wichtigsten Werte und Botschaften des Unternehmens informiert werden. Daraufhin hat er mich gefragt, ob ich so etwas für den FC Bayern entwerfen kann."

Konnten Sie.

„Mit 100-prozentiger Ahnungslosigkeit, aber viel Selbstvertrauen habe ich zugesagt (lacht). Uli Hoeneß meinte noch, dass er nur mich und keine Roland-Berger-Schlipsträger-Truppe sehen wolle. Also bildeten wir eine heterogene Arbeitsgruppe mit Leuten aus dem Fanshop und aus dem Marketing, mit dem Zeugwart und dem Jugendkoordinator, mit Stefan Mennerich aus der Medienabteilung und Chefscout Wolfgang Dremmler. Vier Wochen lang haben wir gemeinsam die Werte von Bayern München ausgearbeitet."

Und am Ende stand das Mia san mia?

„Nein, der Slogan stand für mich von Anfang an fest. Den hatte ich schon bei meinem Gespräch mit Hoeneß im Flugzeug im Kopf. Aber da habe ich ihn noch nicht erwähnt, weil ich sonst ja direkt mein ganzes Pulver verschossen hätte. Gemeinsam mit der Arbeitsgruppe haben wir anschließend nur mehr die Werte dazu entwickelt."

Auf welche Werte kamen Sie?

„Letztlich haben wir uns auf 16 Gebote geeinigt. Zum Beispiel: ‚Wir sind eine Familie und stehen füreinander ein.' Oder: ‚Wir kommunizieren in der Öffentlichkeit nicht übereinander'."

Wie hat Hoeneß das Ergebnis gefallen?

„Für die Präsentation beim Vorstand habe ich mit echtem Lederhosen-Leder ein paar Prototypen der Bibel binden lassen. Als ich den Titel enthüllt habe, waren alle begeistert. Hoeneß meinte: „Super Slogan, aber dieses MIR ist eine Raumstation.“ Vorne drauf stand nämlich nicht ‚Mia san mia‘, sondern ‚Mir san mir‘. Als Bremer war ich des Bayerischen nicht 100-prozentig mächtig. Das war das Einzige, was wir noch ändern mussten.“

Wie ging es danach weiter?

„Abgesehen von der Bibel habe ich für den FC Bayern auch eine begleitende Roadmap zur Implementierung innerhalb des Klubs entwickelt. Damit war meine Aufgabe beendet. Mit der Rechnungsstellung habe ich meine Rechte am Slogan abgetreten und versichert: „Macht euch keine Sorgen, als Bremer und Berater von Jürgen Klopp werde ich mich nicht als großer Mia-san-mia-Erfinder inszenieren.“ Jeder Neuzugang – egal ob ein Mitarbeiter der Geschäftsstelle, ein Jugendspieler aus Fürstenfeldbruck oder Sadio Mané – sollte als Onboarding-Maßnahme nach seinem Wechsel zum FC Bayern diese Bibel in die Hand bekommen mit der Botschaft: So sind wir, diese Werte leben wir.“

Wie präsent war der Begriff Mia san mia, bevor Sie ihn zum offiziellen Slogan gemacht haben?

„Ich kannte ihn seit ich als Jugendlicher im Weserstadion eine späte Werder-Niederlage gegen den FC Bayern erlebt habe. Am nächsten Tag war in der Zeitung von der Mia-san-mia-Attitüde der Bayern die Rede. Das ist mir immer im Gedächtnis geblieben. Damals war die Haltung hinter dem Mia san mia aber präsenter als der Begriff an sich.“

„Wie ein warmer Mantel“

Nach Jürgen Klinsmanns Entlassung und einigen Wochen Jupp Heynckes bekam Louis van Gaal 2009 als erster Cheftrainer die neue Bibel überreicht. Sie dürfte Eindruck hinterlassen haben, denn gleich bei seiner Antritts-Pressekonferenz erwähnte der Niederländer den Slogan. „Das bayerische Lebensgefühl passt mir wie ein warmer Mantel", sagte van Gaal. „Mia san mia – und ich bin ich! Selbstbewusst, arrogant, dominant und ehrlich, arbeitsam, innovativ, aber auch warm und familiär.“

Innerhalb kürzester Zeit waren Kosickes Gebote auch am Klubgelände an der Säbener Straße optisch präsent. Van Gaals Assistent und interimistischer Nachfolger Andries Jonker erinnert sich im Gespräch mit SPOX und GOAL, dass „an den Wänden in vielen Sätzen ausformuliert war, was Mia san mia bedeutet. Da stand nicht so etwas wie: ‚Wir müssen gewinnen.' Sondern: ‚Wir kümmern uns umeinander.' Oder: ‚Wir unterstützen unsere Umgebung.' Beim Mia san mia geht es nicht um den Sport, sondern um die Werte des Vereins.“ Jonker war auch für Ajax Amsterdam, den FC Barcelona und den FC Arsenal tätig – aber er habe für „keinen Verein außer Bayern gearbeitet, wo ein Slogan tatsächlich von innen heraus gelebt wird“.

Ein Beispiel? „Kurz vor meinem ersten Spiel als Interimstrainer ist meine Mutter ins Koma gefallen. Ich habe mit Uli und Kalle vereinbart, dass wir den Jungs erst einmal nichts sagen. Nach dem Spiel, das wir gewonnen haben, hat Uli der Mannschaft alles erzählt und mitgeteilt, dass ich mich um meine Mutter kümmern muss. Sie haben mir einen Privatjet organisiert, der mich nach Amsterdam gebracht hat. Nach der Landung habe ich den Piloten gefragt, wann der Rückflug sei. Er meinte: ‚Ich habe den Auftrag, so lange zu warten, bis Sie mitkommen. Wenn das dauert, dann dauert das.' Ich hatte das Gefühl, dass sich der Verein wirklich um mich kümmert. Das war Mia san mia.“

Mit der Implementierung des Mia san mia als offizieller Slogan begann auch dessen offensive Vermarktung. Bald prangte der Begriff auf jedem Trikot, auf dem Mannschaftsbus, auf Wiesn-Lebkuchenherzen, auf der Stirn von Uli Hoeneß, auf Sonnenbrillen, auf Werbebanden. Nein, das mit Hoeneß' Stirn war nur ein Scherz. „Zwischenzeitlich hat es die Marketingabteilung definitiv übertrieben“, sagt Alexander Salzweger, Sprecher der Fanvereinigung Club Nr. 12, zu SPOX und GOAL. „Der Slogan musste überall draufstehen. Wahrscheinlich hätten sie ihn am liebsten 30-mal aufs Trikot geschrieben.“

Sogar Hoeneß wurde es irgendwann zu viel, aber das lag nicht am Slogan an sich. Van Gaal hatte den unter Klinsmann abgestürzten FC Bayern zwar wieder in die europäische Spitze geführt, doch zwischen 2010 und 2012 blieben die Münchner titellos. Keine Chance gegen den von Kosicke-Klient Klopp trainierten BVB. „Wenn es nach mir geht, halten wir uns mit Mia san mia etwas zurück bis wir es wieder demonstrieren“, sagte Hoeneß nach dem verlorenen Finale dahoam 2012 gegen den FC Chelsea der *Welt*. „Mia san mia heißt nämlich auch, erfolgreich zu sein.“

Für Fansprecher Salzweger steht dagegen ausgerechnet dieses so tragische Spiel wie kein anderes für diese Mentalität: „Die Spieler haben danach gesagt: Okay, scheiß' drauf, dann holen wir das Ding eben nächstes Jahr. Dieser Trotz und diese Einstellung symbolisieren das Mia san mia.“ Im Laufe seiner Geschichte zog der FC Bayern oftmals Kraft aus schmerzhaften Niederlagen. Barcelona 1999. Kaaahn, die Bayern, die Bayern 2001. Finale dahoam 2012. Ribéry, Robben, Robbeen, Robeeen 2013.

Zum Champions-League-Sieg kamen 2013 noch die beiden nationalen Titel dazu. Medial hieß es daraufhin: Mia san Triple! Im Laufe des zurückliegenden Jahrzehnts entwickelte sich der Trend, Schlagzeilen über den FC Bayern in seinen Slogan zu verpacken. Mia san raus, Mia san Viertelfinale, Mia san was auch immer. Neulich titelte sogar das klubeigene Magazin *51*: „Mia san Phonsiala". Eine durchaus konstruierte Hinleitung auf ein Interview mit Alphonso Davies und Jamal Musiala.

Oliver Kahn (l.) und Uli Hoeneß. Fotos: Fred Joch/VMS

2019 präsentierte der FC Bayern eine neue Vereinshymne namens „Mia san mia". Mit Stieren und frischen Maß vom Fassl hat sie nichts zu tun, stattdessen handelt es sich dabei um ein musikalisches Mischmasch aus vier Sprachen und noch mehr Genres. Der Slogan wird darin nicht definiert, sondern immer wieder als melodischer Platzhalter reingeschnulzt.

Mit mehrsprachigen Liedern oder der Benutzung des Hashtags #MiaSanMia in den sozialen Medien will der FC Bayern seinen Slogan international bekannt machen und Fans auf allen Kontinenten erreichen. Als Rivalen werden mittlerweile nicht mehr Werder Bremen oder Borussia Dortmund angesehen, sondern eher Klubs wie der FC Barcelona und der FC Liverpool. Deren Slogans „Més que un club" und „You'll Never Walk Alone" dürften international aber besser funktionieren als das Mia san mia. Bei einer von SPOX und GOAL durchgeführten nicht repräsentativen Umfrage unter Sportjournalisten verschiedener Länder hatte zwar jeder Befragte den Begriff Mia san mia schon mal gehört oder gelesen – aber keiner wusste, was er bedeutet. Zurückzuführen dürfte das auch auf die schwer verständliche Dialekt-Schreibweise sein. Mia san mia ist gemacht für Bayern, nicht für die Welt.

International leichter verständlich ist da schon der Name des Strategie-Projekts, das der neue Vorstandsvorsitzende Oliver Kahn bei seinem Amtsantritt initiierte: „FC Bayern AHEAD". Heraus kam Ende 2021 ein Leitbild, in dem der Slogan Mia san mia keine Erwähnung findet – stattdessen heißt es abschließend aber immerhin: „Mia san Bayern München". Ein weiterer klitzekleiner Hinweis, dass das Mia san mia bedroht ist? Womöglich.

Die Fanszene des FC Bayern nahm dieses Leitbild zum Anlass, ein eigenes zu erstellen. Unter dem Titel „Unser FC Bayern AHEAD" teilten sie der Klubführung neulich bei einem Bundesligaspiel gegen Hertha BSC auf elf Spruchbändern ihr Verständnis vom FC Bayern mit, auf einem stand „Mia san mia". In einer dazugehörigen Mitteilung auf der Website erläuterten die Fans: „Dieser Ausspruch sollte nicht nur Phrase, sondern Ausdruck eines selbstbewussten Selbstverständnisses sein, die Dinge auf unsere eigene Art anzugehen. Das ist die Grundlage unseres Erfolges als einer der bedeutendsten Fußballvereine in Europa."

Es ist reichlich Sorge über die Zukunft des Mia san mia zu vernehmen, aber tatsächlich erscheint ein grundsätzliches Aussterben eher unwahrscheinlich: Geschützt wird dieser abstrakte Begriff nämlich von seinen vielen verschiedenen, teils widersprüchlichen Bedeutungen. Jeder, den man fragt, definiert es anders. Für jeden stehen andere Aspekte im Vordergrund. Mia san mia bedeutet Solidarität und Arroganz, Einigkeit und Streit, Erfolg und Misserfolg beziehungsweise der Umgang damit. Fest steht wohl nur eins: Niemand verkörpert all diese Widersprüche so gut wie Uli Hoeneß.

Zur Geschichte des Mia san mia gehören übrigens auch immer wiederkehrende Debatten über ein drohendes Aussterben, vornehmlich in sportlichen Krisen. Nach dem gescheiterten Experiment mit Trainer Jürgen Klinsmann und einer titellosen Saison klagte 2009 beispielsweise ein zum Experten mutierter Ex-Spieler in der *Bild*: „Ich habe das Gefühl, dass die alte Dominanz, das Selbstvertrauen, das Mia-san-Mia-Gefühl abhanden gekommen sind."

Der Name des besorgten Beobachters: Oliver Kahn.

Nino Duit (Jahrgang 1994), ist seit 2016 festes Mitglied der Redaktion von spox. Aufgewachsen in Klosterneuburg bei Wien, zog es ihn zu seinem Sportjournalismus-Studium nach München. Er berichtete für den Münchner Merkur und absolvierte Praktika bei der Süddeutschen Zeitung und dem FC Bayern. Bis heute ist Duit auch für das österreichische Fußballmagazin ballesterer tätig. Er beschäftigt sich bei SPOX und **GOAL** hauptsächlich mit dem FC Bayern und der deutschen Nationalmannschaft, aber auch mit dem internationalen Fußball.

3. Platz

Rausgeboxt

Die Brüder Alan (19) und Bayar Idris Mischko (22) sind aus dem Nordirak geflohen. Und haben bei den Boxlöwen von Ali Cukur nicht nur eine sportliche Heimat gefunden.

VON NICO-MARIUS SCHMITZ

Als ich jung war“, sagt Bayar Idris Mischko, „hatte ich kleine Aggressionsprobleme. Dann bin ich zum Boxen gekommen und der entspannteste Mensch überhaupt geworden.“ Zwei Meter entfernt sitzt sein jüngerer Bruder Alan auf einer Hantelbank, nickt zustimmend: „Das alles hier hilft mir, um eine Struktur im Leben zu haben.“ Von dem muffig riechenden Umkleideraum geht es in den noch muffiger riechenden Trainingsraum. Hier sieht man, was mit „das alles“ gemeint ist.

Ali Cukur gibt die Kommandos – und der ganze Raum tänzelt mit. Führhand, Haken, Führhand, Schlaghand. 1997 übernahm Cukur die Boxabteilung des TSV 1860, damals mit 40 Mitgliedern. Heute sind es 700, davon rund 40 aktive Boxer, die auch an Wettbewerben teilnehmen. „Wir platzen aus allen Nähten“, sagt Cukur: „Teilweise sind wir bis zu 50 Leute in dem kleinen Raum hier. Das ist fürchterlich.“ Der Ring ist nur improvisiert, die Matten sind abgeranzt, die Scheiben beschlagen von innen schneller, als Cukurs Schützlinge den Boxsack treffen können. Stickig ist hier noch eine Untertreibung.

In dem 40 Quadratmeter kleinen Raum spürt man mit jeder Bewegung beim Schattenboxen, welche Wucht, welche gesellschaftliche Bedeutung der Sport hat. Hier geht es nicht einfach darum, Schlägen auszuweichen oder Haken zu schlagen. Bei den Boxlöwen finden Menschen eine Heimat. Und einen Mentor.

2009 sind Bayar und Alan aus dem kleinen Dorf Daka im Nordirak geflohen. Zusammen mit vier Geschwistern und ihrer Mutter. Über die Türkei und Griechenland letztendlich nach Deutschland, einen Monat war die Familie unterwegs. „Aber nur, weil mein Vater ein Jahr zuvor die Fluchtroute für uns abgecheckt hat“, erzählt Bayar: „Er wollte nicht das Leben von uns allen auf gut Glück riskieren und war mit meinem ältesten Bruder ein Jahr unterwegs.“

Einen Monat lang auf der Flucht

Bayar kann sich noch daran erinnern, wie sechs kleine Kinder in einen Kofferraum gequetscht wurden, „die haben den kaum zubekommen“. Fahrten mit dem Bus, mit dem Auto, durch Wälder gerannt, in Wäldern geschlafen. Alan erinnert sich nur daran, wie er auf den Schultern von einem jungen Mann getragen wurde. „Ich war damals neun“, sagt Bayar: „Ich konnte ihn nicht tragen. Wir

Auf jede Bewegung wird geachtet: Ali Cukur im Ring mit Bayar und Alan Mischko. FOTO: ADRIAN VALLEJOS

Volle Hütte: Der Boxraum des TSV 1860 erfüllt die Anforderungen schon länger nicht mehr. FOTO: ADRIAN VALLEJOS

durften damals keine Handys mehr haben, es wurde nur noch vermittelt. In Griechenland haben die vor einem Schiff Wettanbieten gemacht: Wer nicht genug zahlen konnte, musste zurückbleiben."

Bayar erinnert sich an die Ankunft am Münchner Hauptbahnhof, als er zur anderen Straßenseite sah und plötzlich seinen Vater entdeckte. Die Mutter hatte den Brüdern weder das Ziel verraten noch, dass Papa schon wartet. Es sollte eine Überraschung sein.

„Ich habe schon immer gemerkt, dass ich eine soziale Ader habe", sagt Cukur. 1969 kam er aus der Türkei nach Deutschland, boxte ab 1974 für den TSV 1860 München. Über 200 Kämpfe, 1982 Fünfter bei der Weltmeisterschaft. Cukur spricht ruhig, aber direkt, mit bairischem Akzent. Anfang 2000 machte er seinen Schein zum Anti-Gewalttrainer und Ressourcentrainer, an acht Wochenenden in Wien. Mittlerweile ist er dort selbst Referent für angehende Trainer.

Das Jugendgericht empfiehlt Cukur

Cukur hat sich weit über die Stadtgrenzen Münchens hinaus einen Namen gemacht: „Das Jugendgericht empfiehlt mich immer wieder bei schwierigen Fällen." Der 63-Jährige arbeitet als Sozialarbeiter mit der BRÜCKE MÜNCHEN zusammen, der Caritas Rosenheim, hält Workshops in Schulen. Und hilft Flüchtlingen durch das Boxtraining bei der Bewältigung ihrer Traumata. „Sie wollen Anerkennung und dass man ehrlich mit ihnen umgeht. Ein paar Streicheleinheiten und am Abend ‚Gute Nacht' sagen reicht da nicht." Cukur setzt auch da an, wo Pädagogen nicht mehr weiterkommen: „Ich rede ernst mit ihnen: Ihr habt eine harte Zeit durchgemacht, aber die harte Zeit ist noch nicht zu Ende. Eure Mission ist noch nicht beendet. Ihr bekommt jetzt nicht alles geschenkt."

Sich den Erfolg erarbeiten. Cukur achtet auf die Details, wenn er durch den Raum schweift. Wie der Haken ausgeführt wird, ob der Ellenbogen auch im richtigen Winkel anliegt. Selbstkontrolle, das ist das Lieblingswort von Cukur. „Beim Boxen kannst du deine Aggression rauslassen. Aber du kontrollierst sie. Du musst deinen Gegner immer respektieren. Schau dir die Brüder an, die gehen in den Ring und hauen sich auf gut Deutsch gesagt brutal in die Fresse. Danach umarmen sie sich und lächeln." Alan muss lachen: „Ali fragt uns manchmal, habt ihr privat ein Problem?"

Es ist der Ehrgeiz. Schon als Kind hat Alan zu seinem älteren Bruder aufgeschaut, will ihn nun im Ring überflügeln. Und Bayar versucht eben, das zu verhindern. Cukur nannte den beiden immer wieder Negativ-Beispiele, wie es läuft, wenn man die Kontrolle verliert. Im Ring oder im Leben. Das hat sich eingebrannt: Bloß nicht dieselbe Scheiße machen. „Ich habe eine Pause vom Boxen gemacht, da war ich nur noch faul. Ich habe nichts für die Arbeit gemacht, meine Ausbildung gekündigt. Mir ist klar geworden: Das Boxen gibt mir die Disziplin." Der 19-Jährige holt jetzt seinen Schulabschluss nach, Bayar

hat die Gesellenprüfung zum Installateur bestanden.

Die Erinnerungen an ihre Heimat verschwimmen mit den Jahren immer mehr. Eine Hauptstraße ist es noch, die Alan im Kopf hat, hier hat er als kleines Kind gespielt. Bayar erinnert sich an ein paar Freunde, will die Erinnerung auffrischen und das Dorf besuchen. „Das mache ich irgendwann, wenn ich den deutschen Pass habe“, erzählt der 22-Jährige: „Aber der Schriftverkehr dauert ewig. Du schickst irgendwas hin und kriegst erst nach einem Jahr die Antwort.“ Als Jesiden konnten die Brüder und ihre Familie im Nordirak nicht mehr sicher leben: „Wenn man uns zurückschickt, dann schickt man uns in den Tod.“

Ein besonderer Moment: Zobair Hamidi (l.) gewann 2022 den deutschen Meistertitel in der Klasse bis 54 Kilo. FOTO: PRIVAT

Zobair Hamidi kennt dieses Gefühl. Im Alter von 15 Jahren floh er mit seiner Familie aus Kabul in Afghanistan. Er selbst schaffte es mit einem Schlauchboot nach Griechenland, der Rest der Familie wurde gestoppt und wieder abgeschoben. In München war er dann erst mal alleine und hatte nichts mehr. „Ich wusste nicht, wo meine Familie ist. Mir ging es so schlecht. Bis ich Ali und das Boxen kennengelernt habe.“

Cukur besuchte das Flüchtlingsheim jeden Montag und nahm die Jugendlichen dann mit zum Training. Wenige Sekunden reichen Cukur meist schon aus, um zu erkennen, ob jemand ein talentierter Boxer ist. So war es bei Hamidi. Der 25-Jährige glänzte letztes Jahr bei der Deutschen Meisterschaft mit dem Titel. „Durch das Boxen hatte ich wieder Träume.“

Olympische Spiele Plan B – Plan A ist der Titel

Die Olympischen Spiele sind aber nur Plan B, Plan A ist der Meistertitel. „Ich habe hier die Schule besucht, die Sprache so schnell wie möglich gelernt, meine Ausbildung zum Karosserie- und Fahrzeugbauer angefangen. Ich hatte nie Stress, nie mit der Polizei zu tun.“ Und trotzdem kam viermal der Brief: Sie können hier nicht mehr bleiben, werden abgeschoben. Aus welchem Grund? „Es kam nie eine Antwort.“ Cukur versicherte Hamidi immer, dass schon alles gut ausgehen wird. Zusammen trainierten die beiden noch härter, damit Hamidi irgendwie abschalten konnte. Um den Gedanken ‚Wenn ich zurück muss, sterbe ich‘ zumindest während des Trainings auszublenden.

Nach sieben Jahren Bangen gab es das Happy End. Hamidi darf bleiben und hat seit ein paar Monaten wieder Kontakt zu seiner Familie, die sich mittlerweile im Iran aufhält. „Die Entfernung spielt keine Rolle. Ich weiß, dass sie leben.“ Cukur hilft seinen Schützlingen im Ring und im Leben. Sein Handy hat er nie aus. Er erinnert sich an nächtliche Fahrten zu einem Club, weil er von einem Türsteher alarmiert wurde, dass Stress droht. „Ali hilft immer“, sagt Bayar: „Und wenn er mal nicht weiterweiß, kennt er wen, der helfen kann.“

Für seine Boxlöwen träumt Cukur von einer größeren Heimat. Eine, die nicht so streng riecht. Eine ausgediente Fabrikhalle würde schon reichen. Um mehr Menschen eine Heimat zu bieten. „Als ich ankam, hatte ich nichts. Ohne das Boxen und Ali hätte ich meine Ziele nie erreicht“, sagt Hamidi: „Zu ihm sage ich nie Ali, sondern immer nur Papa.“

Nico-Marius Schmitz, 1996 in Bas Neuenahr geboren, zog es 2015 zum Studium (Germanistik, Europäische Etnologie, Soziologie) nach Bamberg. Es folgten Praktika Praktika in der Online-Redaktion des Münchner Merkur bei Fußball-Vorort, dem Internetportal des Münchner Merkurs zum Amateurfußball, und beim kicker. 2019 folgte ein Volontariat beim Merkur, parallel zum Studium. 2021 Übernahme als Sportredakteur. Seit Anfang 2023 Chefreporter für Sonderprojekte. Schmitz schreibt am liebsten über sportpolitische Themen, Olympia und Fußball. 2023 belegte er beim Helmut Stegmann-Nachwuchs-Förderpreis des Vereins Münchner Sportjournalisten den 3. Platz mit „Spiel des Lebens“ über Liridon Krasniqui, dem Fußball-Nationalspieler Malaysias mit Münchner Wurzeln.

4. Platz

Premiere nach 154 Jahren

Sarah Steinberg aus München-Riem hat als erste Frau das traditionsreiche Deutsche Galopp-Derby gewonnen. Wie setzt man sich durch in einer Welt, die von Männern dominiert wird? Über eine Trainerin, die früh gelernt hat, Härte auszuhalten.

VON VINZENT TSCHIRPKE

Ihr Stall liegt an einer kleinen Straße zwischen Feldern und Pferdehöfen. Es wäre ein Stall wie jeder andere, hinge da nicht das große Schild direkt über der Eingangstür. Die Aufschrift: „Sarah Steinberg, Trainerin.

Sarah Steinbergs Arbeitsplatz in München-Riem ist wenige Minuten von der Rennbahn entfernt. Hier arbeitet die Frau, die vor wenigen Tagen als erste Trainerin das 154. Deutsche Galopp-Derby gewonnen hat. „Ziemlich heftig“, findet Steinberg, „dass es so lange gedauert hat.“ In 153 Derbys zuvor hatte es ausschließlich männliche Sieger gegeben. Weder als Reiterin noch als Trainerin war je eine Frau erfolgreich, seit 1869. Seit vergangenen Sonntag ist die Dominanz gebrochen, seit ihr Pferd Fantastic Moon in Hamburg den ersten Platz erreicht hat. Warum das in all den Jahren zuvor nie einer Frau gelang? Bevor die 35-Jährige antwortet, muss sie länger überlegen. Sie trägt typische Reiterinnen-Arbeitskleidung, eine Weste und Funktionshosen. Ein blaues Kopftuch verdeckt die Haare, im Gespräch schaut sie direkt in die Augen. Ihre Antworten wirken ruhig und präzise.

In ihrem Stall reiten fast nur Mädchen, im Jugendbereich gibt es deutlich weniger Jungs, die sich für Reitsport interessieren. Trotzdem sind Trainerinnen im professionellen Reitsport eine Seltenheit. Sobald aus dem Hobby eine Beruf wird, finden sich immer weniger Frauen. Trainerin oder auch Jockey ist ein Fulltimejob, der sich kaum mit einem Familienleben vereinbaren lässt. Steinberg arbeitet sieben Tage die Woche. Um 4.30 Uhr beginnt sie mit der Pflege der Tiere, erst um 20 Uhr verlässt sie den Stall.

Die Strukturen sind männlich geprägt

„Professioneller Reitsport und Kinder, das funktioniert kaum“, sagt Steinberg. Man sei den ganzen Tag unterwegs, auch für eine Beziehung bleibe wenig Zeit. Mit ihrem Partner, dem Jockey Rene Piechulek, der Fantastic Moon reitet und im selben Stall trainiert, funktioniert es irgendwie. Für viele andere sei es aber abschreckend, einen Beruf anzufangen, dem man alles Private unterordnen muss. „Deshalb gibt es wenige Frauen in diesem Sport. Wenn Männer sich ein Ziel setzen, sind sie härter und verfolgen es ehrgeizig. Für Frauen spielt die Familienplanung eine größere Rolle.“

Ein Teil des Problems ist aber auch: Reitsport hat eine jahrhundertelange Tradition, in der Frauen keine Rolle spielten. Die Berufsbezeichnung Jockette ist kaum bekannt, weil Jockeys fast immer männlich sind. De Anteil von Starterinnen liegt bei unter 20 Prozent, Trainerinnen sind noch viel seltener. Die Strukturen sind von Männern geprägt, die nicht selten weiße Haare und gut gefüllte Konten aufweisen.

Wer erfolgreich sein will, muss Härte zeigen

Wie hat sie sich in diesem System durchgesetzt? „Wer erfolgreich sein will, muss Härte zeigen“, sagt Steinberg. Härte zeigen, das bedeutet: Härte aushalten und hart zu sich selbst sein. Als Jugendliche fing sie an zu reiten. Wenn sie von Pferd fiel, stand si auf und ritt weiter. Solange nichts gebrochen ist, fordert sie das auch von ihren Reitschülerinnen. Mit 16 fand sie durch eine Anzeige in der Zeitung einen Job als Arbeitsreiterin. Kurz darauf begann sie eine Ausbildung als Pferdewirtin, machte den Meister und wurde Trainerin. Dabei lernte sie früh: Der Ton im Reitsport ist rau. Man wird angeschrien und schreit andere an.

Während Steinberg durch ihren Stall läuft, verteilt sie Kommandos an die Angestellten und Nachwuchsreiterinnen. Wie nebenbei kontrolliert sie so, wer sich um welches Tier kümmert, welche Arbeiten schon erledigt sind oder noch erledigt werden müssen. Sie verteilt klare Aufgaben, spricht kurz und direkt. Steinberg ist es gewohnt, unter Stress zu arbeiten, das spiegelt sich auch im Umgang wieder.

Training und Verpflegung sind teuer

Als Trainerin bekommt sie aber auch den Druck der Besitzer ihrer Pferde zu spüren. Werden Frauen dabei benachteiligt? „Mein Geschlecht war nie Thema, die Skepsis ist gegenüber allen groß“, antwortet Steinberg. Wer Vertrauen will, muss Leistung zeigen – und bereit sein, Druck auszuhalten. Wie in jedem Leistungssport sind Ergebnisse, das Wichtigste.

Zwar engagieren sich die Wenigsten im Galopprennsport, nur um damit Geld zu verdienen. Trotzdem sind Pferde teuer, allein Training und Verpflegung für ein Tier kostet im Monat 2000 Euro. In ihrem Stall sind 25 bis 30 Pferde untergebracht, und ihre Besitzer erwarten Resultate. Wenn es gut läuft, bekommt Steinberg als Trainerin viel Lob. Wenn es schlecht läuft, trifft sie die Kritik umso härter. „Natürlich gibt es Zeiten, in denen man sich fragt, ob es all das wert war“, sagt Steinberg. Egal ob Erfolg oder Misserfolg: Am Nächsten Morgen geht es für Steinberg zum Stall, die Pferde müssen gepflegt und trainiert werden.

Trainerin Sarah Steinberg mit Fantastic Moon, der das 154. Deutsche Galopper-Derby gewann. Foto: Frank Sorge/

Funktionieren musste sie schon früher. Als sie acht Jahre alt war, verlor ihr Vater bei einem Motorradunfall ein Bein und lag ein Jahr im Krankenhaus. Die Familie besaß zu dem Zeitpunkt 30 Schlittenhunde. Damit sie nicht verkauft werden mussten, musste Steinberg sich jeden Tag um sie kümmern – vor der Schule und direkt danach. Sie sagt: „Plötzlich hieß es: füttern, pflegen, funktionieren."

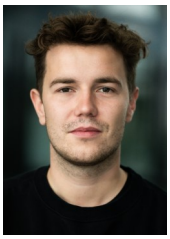
Im Vergleich zur Verletzung des Vaters wirkten andere Probleme klein. Wenn sie als Kind hinfiel, bekam sie oft die Antwort: „Ist dein Bein noch dran? Dann ist es nicht so schlimm", erinnert sie sich.

Reitsport mit Nachwuchsproblem

Inzwischen arbeitet Steinberg im RTC München-Riem, das Rennpferde-Trainingscenter gilt als eines der besten in Deutschland. Von der Großstadt merkt man hier nichts. Auf der Wiese neben der Koppel äsen zwei Rehe, ein Fuchs läuft am Stall vorbei. Steinberg schwärmt von der Ruhe, die gut für sie und die Tiere ist. Wenn sie mit Fantastic Moon zu Rennen fährt, gibt es sogar Fans, die auf ihr Pferd warten. „Als ob man einen Fußballspieler aus der Champions League trainiert", sagt Steinberg.

Ist sie ein Vorbild für andere junge Trainerinnen? Bei diesem Punkt wirkt Steinberg skeptisch. Der Reitsport habe ein grundsätzliches Nachwuchsproblem, sagt sie. Immer weniger Talente seien bereit, Privatleben und Freizeit fürs Reiten zu opfern. „Beim Reitsport gibt's kein Homeoffice." Der fehlende Nachwuchs und die unveränderten Strukturen sorgten eher dafür, dass die Sieger weiter männlich bleiben: „Bis das nächste Mal eine Trainerin gewinnt, wird es wahrscheinlich ziemlich lange dauern", sagt Steinberg.

Das Schild über der Stalltür hängte ja nicht sie auf, sondern der Eigentümer.



Vinzent Tschirpke, geboren 1998 in Münster, dort 2016 Abitur. Freier Mitarbeiter der Westfälischen Nachrichten (2011-2016). Bachelor in Politikwissenschaften sowie Kommunikations- und Medienwissenschaften an der Uni Bremen (2017-2021). Praktikum in Lokalredaktion (2017) und Sportredaktion (2018) bei tz und Münchner Merkur. Dreimonatiges Redaktionspraktikum bei 11FREUNDE (2019), anschließend freie Mitarbeit. Wissenschaftliche Publikation am Institut für Politikwissenschaft Uni Bremen: „Kolonialismus und Postkoloniale Perspektiven" (2020). Master im Studiengang Journalismus Ludwigs-Maximilians-Universität München. Ausbildung zum Journalisten an der Deutschen Journalistenschule München (DJS). 2023 Praktikant bei Sky Bundeliga, danach in der SZ-Sportredaktion. Seit Oktober 2023 FC-Bayern-Reporter bei Münchner Merkur/tz. Vinzent Tschirpke war 2022/23 Stipendiat des Vereins Münchner Sportjournalisten.

Das VMS-Stipendium

Ein großes Privileg

VON TIM RAUSCH

Zum April 2024 endet mein einjähriges Stipendium des Vereins Münchner Sportjournalisten. Und ja, einen Euro ins Phrasenschwein, aber es waren sehr ereignisreiche zwölf Monate. Ich feierte im vergangenen Jahr meinen Abschluss im Journalistik-Bachelor in Eichstätt und wechselte prompt in den Journalistik-Master mit dem Schwerpunkt Innovation und Management.

Während des Studiums – auch im Master – begleitet mich der Sport. Ich bin weiterhin als freier Sportjournalist tätig, arbeite privat weiter fleißig an meiner eigenen Fußball-Karriere (aktuell findet man mich in der Kreisklasse A Neumarkt/Jura Süd) und stelle im Rahmen des Studiums immer wieder Verbindungen zum Sport her. Meine Bachelorarbeit schrieb ich beispielsweise über die Darstellung sportpolitischer Zusammenhänge in der Berichterstattung über die Fußball-Weltmeisterschaft 2022 der Herren in Katar.

Im Master-Studium durfte ich ein Referat über Qualität im Sportjournalismus halten und eine Hausarbeit im Schwerpunkt Politikwissenschaften trägt den Titel: „Sportswashing als Instrument zur Machtsicherung in autokratischen Systemen am Beispiel Saudi-Arabiens“.

Der Sport begleitet mich, mal mehr, mal weniger über die letzten Jahre. In den vergangenen zwölf Monaten hatte ich das große Privileg, dass mich der VMS ebenfalls begleitet hat. Ich kann an dieser Stelle erneut betonen, dass die finanzielle Unterstützung mir sowohl für den beruflichen als auch den akademischen Werdegang geholfen hat. So war ich beispielsweise durch die Zuwendungen ich einige Monate nicht auf Werbeeinnahmen durch meinen Podcast angewiesen.

Ich denke deshalb, dass sich jeder Sportjournalist und jede Sportjournalistin eine Bewerbung in Betracht ziehen sollte und wünsche meinen Nachfolgern und Nachfolgerinnen viel Erfolg und gutes Gelingen.

Das VMS-Stipendium

Ein großes Privileg

VON BENJAMIN MARKTHALER

Es sind nicht die Emotionen, wieso ich Sport-Journalist werden möchte. Es sind all die Personen, die Themen, die es verdient haben, von Menschen gehört, gesehen oder gelesen zu werden. Die überall sind, egal wo ich hingehe. In den darauffolgenden Monaten besuche ich für M94.5 das leere Olympia-Eissportzentrum und tickere die Spiele des EHC Red Bull München, fahre nach Fürstenfeldbruck zur 2. Handball-Liga, wo die Ordner:innen mit Trommeln auf der Tribüne stehen und zu zehnt versuchen, irgendwie doch Stimmung in die Halle zu bringen. Heute kann ich sagen: M94.5 hat mir gezeigt, dass Journalismus wirklich das ist, was ich machen möchte. Ich habe für ein Jahr das Sportressort geleitet, gelernt wie man eine Gruppe an jungen Journalist:innen organisiert, bin auf der anderen Seite des Bewerbungstischs gesessen und habe Sendeleitungen von Podcasts und Sendungen übernommen. Auch wenn ich nie 15.000 Zuschauer:innen hatte: Ich habe es auch immer geliebt, selbst Sport zu treiben, sei es Fußball oder Tennis oder ganz neue Sportarten. Und so habe ich 2019 das Studium der Sportwissenschaft an der Technischen Universität München begonnen, um mehr über die Zusammenhänge von Sport auf den Menschen zu lernen und mich mit der Spezialisierung auf Medien & Kommunikation im Sport auf meine Arbeit als Journalist vorzubereiten. Im Journalismus-Master an der LMU lerne ich derzeit mehr Theoretisches über Journalismus.

Und wenn es schon nicht 15.000 Zuschauer:innen sind, dann zumindest über 15.000 Zuhörer:innen - wenn auch nur indirekt. Seit Mai 2021 produziere ich als Werkstudent im Podcast-Team der Süddeutschen Zeitung verschiedene Podcasts, unter anderem den wochentäglichen Nachrichtenpodcast "Auf den Punkt" und den Sport-Podcast "Und nun zum Sport". Außerdem habe ich weitere Erfahrungen in der Süddeutschen Zeitung gesammelt, unter anderem in meinem achtwöchigen Praktikum im Sport-Ressort und auch im zwölfwöchigem Praktikum im Audio-Team, für die ich mein Werkstudium für 20 Wochen unterbrach. Ich habe Texte zu den Paralympics und über die Frauen-Eishockeyliga geschrieben, und unter anderem bei der Recherche und beim Skripten des Storytelling-Podcasts "Verzockt - Das System Sportwetten" unterstützt. Die letzten zwei Jahre haben mir gezeigt, dass ich mir vorstellen kann, auch in Zukunft im Bereich der Podcasts und Sport weiterzuarbeiten, allerdings noch mehr im redaktionellen Bereich.Während meiner Anfangszeit des Studiums an der Ludwig-Maximilian-Universität konnte ich als Werkstudent im Audioteam der Süddeutschen Zeitung zumindest einige Stunden pro Woche arbeiten. Seit Mitte Februar 2024, studiere ich an der Deutschen Journalistenschule und freue mich, mit der Unterstützung durch den VMS, mich voll auf meine Ausbildung konzentrieren zu können, um meinen Traum Sport-Journalist zu verwirklichen.

Was aus den Stipendiaten und -innen geworden ist

Der Verein Münchner Sportjournalisten (VMS) vergibt seit 2010 ein Jahresstipendium (3.000 Euro) an Studierende der Bereiche Journalismus (DJS), Kommunikationswissenschaft (IFKW), Sport, Medien und Kommunikation, die gleichzeitig in Oberbayern/Niederbayern freiberuflich sportjournalistisch tätig sind.

Benedikt Warmbrunn (2010/11), Jahrgang 1987 war der erste Stipendiat des VMS. Den Helmut-Stegmann-Nachwuchs-Förderpreis gewann er 2015-2017 sowie 2019 und 2020. Zweimal belegte er den 2. Platz. Warmbrunn ist Redakteur im Sportressort Buch zwei der Süddeutschen Zeitung.

David Binning (2011/12) war Mitglied der 48. Lehrredaktion der DJS. Über seine Hospitanz im Ressort „Wissen" der ZEIT schrieb er in seinem Quartalsbericht für die Website des VMS: „Mein Text ‚Videoanalyse im Fußball' wurde in der Zeit gedruckt. Über 200 Zeilen. Nicht schlecht für den Anfang." Der Sportwissenschaftler, früher im Nationalkader des Bunds Deutscher Radfahrer, ist Chefredakteur des Magazins „Renn-Rad" in Garching.

Thomas Gröbner, (2012/13) aufgewachsen im Chiemgau „in der befreienden Enge eines Dorfes, das in Rankings der versauten Ortsnamen* im Boulevard häufig weit vornelandet". Er wurde vom VMS beim Versuch unterstützt, eine regionale Fußballplattform groß zu machen. Seit 2017 Digital-Redakteur der Süddeutschen Zeitung. *Petting Anna Dreher (2014/15), Jahrgang 1989, studierte in Tübingen, San Diego und München. Ausbildung an der Deutschen Journalistenschule. 2016 Volontariat bei der Süddeutschen Zeitung, seit 2018 Redakteurin im Sportressort.

Marieke Reimann (2014/15), Jahrgang 1987, schloss 2011 ihr Bachelor-Studium der Angewandten Medienwissenschaften (TU Ilmenau) ab. Danach Masterstudium Journalismus an DJS und LMU. Als Autorin, u.a. im ZEIT Verlag als Teammitglied von ze.tt maßgeblich am Aufbau der Seite beteiligt. Reimann ist Redaktionsleiterin von ze.tt.

Christopher Gerards (2016/17), Jahrgang 1991, studierte Politikwissenschaft, VWL und Wirtschaftsgeschichte in Aachen und Bonn. Ab 2015 Ausbildung an der DJS, im Januar 2017 vor Ende seines Stipendiats Redakteur im Online-Sport der Süddeutschen Zeitung.

Christoph Fuchs (2017/18), Jahrgang 1990, Schüler der 55. Lehrredaktion der DJS und freier Journalist mit erstem juristischem Staatsexamen, bewarb sich mit einer eigens konzipierten Seite des Münchner Merkur. Fuchs ist Volljurist, er berät in der Wirtschaftskanzlei Osborne Clarke in Hamburg Unternehmen, insbesondere aus der Medienbranche, zu Fragen des Urheber-, Presse-Wettbewerbs - und Werberechts.

Zita Zengerling (2018/19), Jahrgang 1996. Nach Soziologie-Studium in Freiburg und Praktika freie Mitarbeit bei Running, 11FREUNDE und NoSports. 2017/18 Ausbildung an der DJS. „Diese spannende und aufregende Zeit an der DJS hätte ich ohne das Stipendium des VMS niemals so konzentriert und fokussiert bewältigen können".

Johannes Holbein (2019/20), Jahrgang 1994, studierte in Mainz 2013-2014 VWL KIT (Bachelor), danach Politikwissenschaft und Geschichte (Bachelor). 2018 Master-klasse DJS in München. Nach seinem Volontariat beim Münchner Merkur ab 2019 Studium der Politikwissenschaften an der LMU. Seit 2021 ist Holbein Sportredakteur beim Südwestrundfunk (SWR).

Laurenz Schreiner (2020/21), *1994 in München, war Schüler der Deutschen Journalistenschule (DJS). Vorher studierte er Politische Kommunikation und Medienmanagement in Berlin, Chicago, Istanbul und Hannover. Seit Januar 2022 Redakteur beim ZDF Magazin Royale. Davor im Auslandsressort von SPIEGEL und bei Ippen Investigativ.

Melina Maria Kutsch (2021/22) nannte das Stipendium ihren „Wunscherfüller". Sie arbeitet in der Presseabteilung des Fußball-Bundesligisten FC Augsburg und ist seit 2023 Pressesprecherin der SpVgg Unterhaching.

Vinzent Tschirpke (2022/23) wird an der Deutschen Journalistenschule ausgebildet. Er schreibt für 11FREUNDE und das SZ-Magazin, sieht auch als Sportjournalist „besonders den Fokus auf neue Medien".

Tim Rausch (2023/24) studiert an der Katholischen Universität Eichstätt-Ingolstadt Journalismus und Politik&Gesellschaft und strebt nach dem Bachelor den Master an. Daneben ist er freier Mitarbeiter bei ProSiebenSat.1.

Was aus den Preisträgern geworden ist

Marc Widmann
1. 2002, 2. 2003, 3. 2003, 2007
Redakteur Ressort Wirtschaft DIE ZEIT

Christina Warta-Schefer
1. 2006, 2007, 3. 2002
Pressesprecherin Mobilitätsreferat
der Landeshauptstadt München

Tobias Moorstedt
1. 2003, 2004/geteilt
Freier Journalist und Autor

Detlef Dreßlein
1. 2004/geteilt
Freier Autor, Reporter und Textchef in München

Nadeschda Scharfenberg
1. 2004/geteilt
Verantwortet in der Printausgabe der
Süddeutsche Zeitung „Panorama“

Michael Neudecker
1. 2005, 2008/geteilt, 2009, 2010
Korrespondent Vereinigtes Königreich und Irland
der Süddeutschen Zeitung

Jochen Breyer
3. 2004 und 2005
Moderator Aktuelles Sportstudio
des Zweiten Deutschen Fernsehens

Dr. Daniel Pontzen
2. 2007
Korrespondent im ZDF-Hauptstadtstudio,
Mittagsmagazin

Claudio Catuogno
3. 2008
Ressortleiter Sportredaktion Süddeutsche Zeitung

Sebastian Winter
3. 2009, 2. 2011
Redakteur Süddeutsche Zeitung

Fabian Schmidt
2. 2010
Stellv. Pressesprecher Ministerium für
Kultus Jugend und Sport Baden-Württemberg

Martin Machowecz
1. 2011
Stellv. Chefredakteur DIE ZEIT

Andreas Glas
1. 2012
Landespolitischer Korrespondent für Bayern bei der SZ

Marco Maurer
1. 2013
Freier Journalist, Autor und Reporter
U.a. Süddeutsche Zeitung,
DIE ZEIT, FAZ, stern

Patrick Wehner
3. 2013
Redakteur Bayernteil Süddeutsche Zeitung

Eva Thöne
1. 2014
Ressortleiterin Kulturressort,
Spiegel online

Katja Kraft
2. 2015
Redakteur Kulturressort Münchner Merkur

Sebastian Fischer
3, 2015, 2017, 20198
Redakteur Sportressort Süddeutsche Zeitung

Korbinian Eisenberger
2. 2016
Reporter, Sportredakteur Süddeutsche Zeitung,
Leiter Pressefreiheits-
Projekte sz.de/neueheimat und sz.de/typisch

Jesko Graf zu Dohna
1. 2018
Chefreporter/stellv. Chefredakteur
Berliner Zeitung am Wochenende

Benedikt Warmbrunn
1. 2015, 2016, 2017, 2019, 2020 -
2. 2013, 2018 - 3. 2014
Redaktion Buch zwei, Süddeutsche Zeitung

Christoper Meltzer
1. 2021, 2024, 2. 2023. 3. 2022
Münchner Sportkorrespondent
Frankfurter Allgemeine Zeitung

Johanna Feckl
1. 2022
Redakteurin Ebersberger Lokalredaktion
Süddeutsche Zeitung

Max Ferstl
1. 2022
Korrespondent Süddeutsche Zeitung in Stuttgart

Benjamin Stolz
1. 2023
Freier Journalist in München